

Christoph Marksches

Nachdenken über Institutionen



1962 geboren und aufgewachsen in Berlin-Zehlendorf, 1981–87 Studium der Evangelischen Theologie, klassischen Philologie und Philosophie in Marburg, Jerusalem, München und Tübingen. Dort 1991 Promotion mit einer Arbeit über ein Thema aus dem Bereich der antiken christlichen Gnosis und 1994 Habilitation über die Trinitätstheologie des Ambrosius von Mailand, seit 1994 Ordinarius für Kirchengeschichte an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Mitglied der „Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt“ (seit 1996); Projektleiter des Langzeitvorhabens „Griechische Christliche Schriftsteller“ der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und ordentliches Mitglied derselben (seit 1999); Fellow am Institute for Advanced Study der Hebrew University Jerusalem (1999/2000). Veröffentlichungen zur Theorie der Kirchengeschichte (z.B. *Arbeitsbuch Kirchengeschichte*. Tübingen, 1995), zur Geschichte des antiken Christentums im Kontext seiner Umwelt (z.B. *Zwischen den Welten wandern. Strukturen des antiken Christentums*. Frankfurt, 1997 = *Between Two Worlds. Structures of Early Christianity*. London, 1999) und dessen Wirkungsgeschichte (z.B. *Gibt es eine Theologie der gotischen Kathedrale? Nochmals: Suger von Saint Denis und Sankt Dionys vom Areopag*. Heidelberg, 1995). – Adresse: Lehrstuhl für Kirchengeschichte, Fürstengraben 1, 07743 Jena. E-mail: christoph.marksches@t-online.de.

Christliche Theologen, zumal evangelischer Konfession, gelten gemeinhin eher als Kritiker von Institutionen und haben dafür in aller Regel auch die einschlägigen biblischen Formulierungen parat. Gleichzeitig widmen sie aber nicht nur ein reichliches Stück ihres Lebens der Erforschung von institutionellen Zusammenhängen des Christentums, sondern verbringen auch viel Zeit mit der Tätigkeit in solchen Zusammenhängen, was sie – ungeachtet aller Gemeinsamkeiten – von Religionswissenschaftlern unterscheidet. Man kann durchaus sagen, daß dieses merkwürdig ambivalente

Verhältnis von Distanz und Nähe die besondere Chance, zugleich aber auch das besondere Problem der Beschäftigung von christlichen Theologen mit dem Christentum darstellt, ein Problem mindestens insofern, als die spezifische Bedeutung von institutionellen Zusammenhängen häufig gar nicht bemerkt wird. Ich verlasse das Wissenschaftskolleg nach zehn Monaten nicht nur mit dem Gefühl tiefer Dankbarkeit für diese Institution und die rastlose Energie seiner Leitung wie seiner Mitarbeiter, sondern auch in der Überzeugung, die spezifische Bedeutung von Institutionen nun mit größerer Aufmerksamkeit als zuvor wahrzunehmen.

Mir scheint, daß sich diese geschärfte Aufmerksamkeit in einer allmählichen Veränderung meines für Berlin geplanten Projektes niedergeschlagen hat: Als ich im Herbst mit dem Gefühl unendlicher Mengen freier Zeit meine Arbeit aufnahm, wollte ich unter der Leitthematik „Identität und Pluralismus“ eine Geschichte christlicher Theologie im zweiten und dritten Jahrhundert in Angriff nehmen und also vor allem geistesgeschichtlich arbeiten. Ich plante, kurz gesagt, den inneren Zusammenhang der verschiedenen antiken christlichen Theologien in der Pluralität ihrer Erscheinungsformen zu rekonstruieren; dieses Forschungsvorhaben resultiert aus einer im Fach schon seit längerem virulenten Diskussion, die im Kern auf eine Monographie des Jahres 1934 zurückgeht, die 1971 ins Englische übersetzt wurde und seitdem geradezu kanonisches Ansehen genießt (Walter Bauer. *Rechtgläubigkeit und Ketzerei im ältesten Christentum*. Tübingen, ²1964 = *Orthodoxy and Heresy in Earliest Christianity*. Philadelphia, 1971). Diesem Plan bin ich im vergangenen Jahr durchaus auch partiell gefolgt und habe beispielsweise über den griechischen Begriff *θεολογία*/theología und seine Bedeutung in der römischen Kaiserzeit gearbeitet. Denn selbstverständlich bleibt die Aufgabe bestehen, eine solche „Theologiegeschichte nach Bauer“ zu entwickeln; eine Bekehrungsgeschichte unter dem Motto „Dank für ein nicht geschriebenes Buch“ kann ich aus meinem Berliner Jahr also nicht erzählen. Aber mir war bei der Konzeption des Projektes am heimatlichen Jenaer Schreibtisch allenfalls in Ansätzen deutlich, wie viele Vorarbeiten für die „Theologiegeschichte nach Bauer“ noch zu leisten sind. Um beim Beispiel zu bleiben: Zu meiner Überraschung habe ich schnell feststellen müssen, daß selbst zu Bedeutung und Verwendung des schlechterdings grundlegenden Wortes *θεολογία*/theología lange nicht mehr gearbeitet wurde und an den älteren Beiträgen manche Kritik und Präzisierung angebracht werden muß: Die auf Platon (res publica II 379 a) zurückgehende philosophische Bedeutung des Wortes („Gotteslehre“) läßt sich in der kaiserzeitlichen Antike nur selten und auch nur bei bestimmten Philosophen belegen. Es dominiert bei paganen wie christlichen Autoren die Bedeutung „Aussagen über Gott in hymnischer Form“. Insofern bean-

spricht man mit dem vertrauten Begriff „antike christliche Theologie“ vollkommen selbstverständlich die Einheit eines Gegenstandes, dessen Einheit eigentlich erst nachgewiesen werden muß. Und mir wurde auch immer deutlicher, daß über die unterschiedlichen christlichen „Theologien“ und ihre Beziehung zur paganen Antike nur gehandelt werden kann, wenn zunächst die verschiedenen institutionellen Kontexte, innerhalb derer „Theologie“ betrieben wurde, sorgfältig analysiert werden: Wie hat man sich beispielsweise den Unterricht christlicher Lehrer in Rom im zweiten Jahrhundert genau vorzustellen? Wer besuchte ihn? Was bezahlte man dafür? Welcher Unterrichtsstoff wurde vermittelt? Oder: Wer las die verschiedenen apokalyptischen Schriften, die im zweiten und dritten Jahrhundert von Juden und Christen verfaßt wurden? Wo konnte man sie kaufen? An welchen Orten wurde über solche Texte debattiert? Es mag mit einer eigentümlichen methodologischen Verspätung der deutschen Kirchengeschichte als wissenschaftlicher Disziplin zusammenhängen, daß solche grundlegenden Fragen bislang kaum gestellt und schon gar nicht ausreichend beantwortet wurden. Kaum verwunderlich ist dagegen, daß einem solche Defizite im Wissenschaftskolleg, wo die Gedanken – einer antiken Philosophenschule vergleichbar – in einer Lebens- und Lerngemeinschaft reifen, schnell zu Bewußtsein kommen: Beim Frühstück wird man in die soziologische Theorie der Institutionen eingeführt; nach dem Mittagessen gewinnt man bei gemeinsamen Radfahrten zum Grunewaldturm spannende Einsichten in die gegenwärtige historiographische Diskussion.

Im Augenblick meiner Abreise und nach zehn Monaten Arbeit an solchen Fragen stelle ich mir das „Berliner Buch“ (diese Arbeitsbezeichnung trug es in allen seinen unterschiedlichen Gestalten) so vor, daß es mit einem längeren Abschnitt über den griechischen Begriff *θεολογία* und seine Bedeutung in der römischen Kaiserzeit eröffnet wird und dann in einem *ersten Hauptteil* die unterschiedlichen institutionellen Kontexte christlicher „Theologie“ samt ihren paganen Vorbildern und zeitgenössischen Parallelen behandelt werden. In Berlin habe ich vor allem solche institutionellen Kontexte untersucht, die sich an zwei Modellen der paganen philosophischen Bildung orientierten, dem freien Unterricht und den institutionalisierteren Schulzusammenhängen. Ich habe mich allerdings nicht nur mit diesen Formen von antiker christlicher „Theologie“ beschäftigt, sondern beispielsweise auch eine christliche apokalyptische Bewegung aus dem phrygischen Kleinasien, den sogenannten „Montanismus“, näher in den Blick genommen und mit zeitgenössischen Orakelheiligtümern verglichen. An einem *zweiten Hauptteil* meines „Berliner Buches“ möchte ich im nächsten halben Jahr in Jerusalem noch verstärkt arbeiten; in ihm soll am Beispiel von Normen und normativen Vorgängen gezeigt

werden, worin sich die verschiedenen Formen christlicher „Theologie“ in der Antike nicht zuletzt aufgrund ihrer differenten institutionellen Kontexte unterscheiden und worin aber auch ihre Gemeinsamkeiten liegen, die es dann doch rechtfertigen, von *einer* antiken christlichen Theologie zu sprechen. Die wichtigste Norm ist natürlich der Kanon biblischer Schriften und seine normative Funktion für theologische Aussagen. Am Ende der Berliner Zeit trägt der Aktenordner mit dem „Berliner Buch“ immerhin schon einen Arbeitstitel: „Antike christliche Theologie und ihre Institutionen – Prolegomena zu einer Theologiegeschichte“.

Es ist wohl eine unmittelbare Folge der herrlichen Freiheit des Lebens am Wissenschaftskolleg, daß ich hier auch Gelegenheit fand, an zwei kleinteiligen Projekten weiterzuarbeiten, für die sich im normalen Universitätsalltag kaum Zeit und Muße findet – solche kleinteilige Arbeit hat ein dem Christentum eher fernstehender Wissenschaftler einst mit der Formel „Andacht zum Unbedeutenden“ charakterisiert, aber man müßte sofort in seinem Sinne ergänzen, daß erst mit kunstfertig ziselierten Miniaturen ein Zeitalter oder ein historischer Sachverhalt wirklich lebendig charakterisiert werden kann. *Einerseits* habe ich zu dem etwas wüsten Berg von Belegen, die der Kirchenhistoriker Erik Peterson (1890–1960) unter dem Titel „ΕΙΣ ΘΕΟΣ. Epigraphische, formgeschichtliche und religionsgeschichtliche Untersuchungen“ (FRLANT 41, Göttingen, 1926) für die antike Formel εἰς θεός/heis theós („ein einziger Gott“) gesammelt hat, die seither neu aufgefundenen Inschriften, Amulette und Gemmen nachgetragen. Dabei hat sich eindrucksvoll Petersons These bestätigt, daß ein und dieselbe Akklamation zur selben Zeit sowohl von Juden und Samaritanern als auch von Christen verwendet werden konnte, um in Absetzung von anderen Religionen auf die Einzigkeit des jeweils eigenen Gottes hinzuweisen – und so wird hoffentlich auch in dieser Miniatur etwas Grundsätzliches über die religiöse Koiné der kaiserzeitlichen Antike deutlich. *Andererseits* habe ich einen in Jena begonnenen philologischen und inhaltlichen Kommentar zu einem griechischen Brief von knapp fünf Textseiten weiter vorangetrieben, zum Brief des römischen christlichen Lehrers Ptolemaeus an die vornehme Matrone Flora, der gemeinhin als einer der ältesten Zeugnisse für eine bestimmte Form christlicher Gnosis gilt. Allein der arg verdorbene griechische Text, den ein spätantiker Bischof überliefert (Epiphanius, *Adversus haereses* 38,3,1-7,10), bereitet jedem Versuch einer Interpretation nicht geringe Probleme. Wenn man sich aber auf die durchaus mühselige Textarbeit einläßt, bemerkt man, daß man es in Wahrheit gar nicht mit einem der ältesten Zeugnisse für die christliche Gnosis zu tun hat, sondern mit einem Dokument, das nochmals deutlich macht, wie stark sich christliche Lehrer auf die institutionelle

Form, die Methode und den Inhalt des paganen philosophischen Unterrichts eingelassen haben.

Zu einem Bericht über zehn Monate Wissenschaftskolleg gehört in aller Regel der mehr oder weniger topische Verweis darauf, daß man das reiche Kulturleben der Stadt und die spannende Umgebung trotz aller Bemühungen keinesfalls ausreichend habe wahrnehmen können. Natürlich gilt auch für mich, daß ich von den „Fünf Schlössern“ in diesem Jahr nur eines besucht habe (nämlich Liebenberg), erst aufgrund einer Dampferfahrt am letzten Tag des Monats Juli verstehen konnte, warum der Autor des „Spreelandes“ zwischen dem „bloß Landschaftlichen“ und der „historischen Landschaft“ der Müggelberge differenziert (*Wanderungen* 4. Tl., Berlin und Weimar ³1987, 119), und nach dem Verlust meines Autos vor dem Stettiner Schloß im März davon absehen mußte, außer Gusow, Friedersdorf und Steinhöfel auch die jenseits der Staatsgrenze gelegenen Orte des „Oderlandes“ (Küstrin, Tamsel und Zorndorf) anzusehen. Aber anstatt weiter den ungeschriebenen literarischen Gesetzen eines solchen Beitrags zu folgen und andeutungsweise über die vielen, freilich dann doch noch viel zu wenigen Besuche in der Umgebung und in den Berliner Kultureinrichtungen zu schreiben, will ich wenigstens einen auf diesen Wegen gewonnenen Eindruck noch hervorheben, weil er in Zusammenhang mit meinem Beruf steht: Theologen, aber auch Historiker glauben – ganz unabhängig von den sehr unterschiedlichen Hermeneutiken, die sie im Einzelfall vertreten – an die Macht von Texten, weil sie diese Macht bei ihrer alltäglichen Arbeit beobachten und am eigenen Leibe erfahren, daß – vorsichtiger gesagt – mit Texten Macht verbunden ist. Der Besuch einer Fülle von Theaterinszenierungen verschiedenster Machart in den letzten Monaten hat mich freilich davon überzeugt, wie machtlos viele Texte gegenwärtig geworden sind. Das Ende der Schaubühne in ihrer klassischen Gestalt ist dafür ebenso ein Zeichen wie die Schriftzeile, die nächstens den im Halbdunkel liegenden vergoldeten Büchertempel der Staatsbibliothek Hans Scharouns überstrahlt: „Spielbank Berlin“. Mir scheint, daß diese Veränderung, die von der Macht der Texte offenbar zu einer Dominanz des Events führt, wohl von Medienwissenschaftlern sorgfältig beschrieben und analysiert wird, aber von der Theologie und der Geschichtswissenschaft bislang trotz ihrer grundstürzenden Bedeutung noch kaum zur Kenntnis genommen wird und wenn doch, dann häufig nur im Modus einer larmoyanten Kulturkritik.

Am Ende dieses Berichtes über zehn Berliner Monate muß aber wenigstens noch kurz von einer Reise im Mai die Rede sein, weil sie mich mindestens genauso beschäftigt wie die Berliner Erlebnisse, Ergebnisse und Eindrücke davor und danach. In Sankt Petersburg konnte ich – dank der Förderung des Kollegs – vor den überaus aufmerksamen Zuhörern in

der Bibliotheca Classica ein immer weiter ausgefertes Kapitel zu den Bildungsinstitutionen des kaiserzeitlichen Christentums vortragen. Die Erfahrungen mit den russischen Kolleginnen und Kollegen haben mich tief beeindruckt; daß und wie hier unter schwierigsten Bedingungen fröhlich und engagiert Wissenschaft betrieben wird, rückt manche Maßstäbe des deutschen Wissenschaftsbetriebes, die Rede von „Mindestausstattungen“ und anderen, vorgeblich unentbehrlichen Standards zurecht. Auf der anderen Seite habe ich für mich neue Standards der Aufmerksamkeit gegenüber anderen Wissenschaftsbereichen und geographischen Regionen gewonnen. Diese Erfahrungen erleichtern auch den schweren Abschied von den geradezu paradiesischen Arbeitsbedingungen der Wallotstraße und dem reichen Berliner Kulturleben – aber als Theologe, um auf den Anfang zurückzukommen, hat man ja bei aller Aufmerksamkeit und Dankbarkeit mindestens ein Gefühl für die Vorläufigkeit irdischer Institutionen.